

Illustriertes Unterhaltungs Blatt

Gratisbeilage zur „Geisenheimer Zeitung“.

Spruch.

Die deutsche Mannestreu hoch!
Wohl hat sie herrlich gut erkoren,
Doch höher steht ihr, hell'ger noch,
Das Vaterland, dem sie geboren.
Um unsre Münsterürme saust
Der Freiheit Gott in hell'gem Grimme,
Durch unsre Eichenwälder braust
Des Schlachtengottes Donnerstimme.

Schönaich-Carolath.

Auf der Flucht.

Roman von Otto Hoeder.
(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten).

„Sie sind Deutscher, nicht wahr?“ fragte sie mit einer warm anmutenden Altstimme, und als der Zeichner nur kurz nickte, ohne den Blick voll zu ihr zu erheben, setzte sie freundlich hinzu: „Ich wollte Sie nicht stören... ich hatte keine Ahnung, daß sich hier jemand befand. Aber um so erfreuter sehe ich jetzt. Sie haben ein großes Talent und eine sehr geübte Hand, mein Herr. Sicherlich sind Sie Künstler vom Fach?... Sie handhaben die deutsche Manier vortrefflich.“

Visher hatte der junge Mann die Hand schützend gegen die Zeichnung gehalten; nun bei den weiteren Worten der vor ihm Stehenden hob er vollends den Kopf. Wie er sie voll anblickte, vergaß er das Antwortnen.

Mit der selbsbewußten Sicherheit der Amerikanerin meisterte das junge Mädchen die Situation. „Darf ich die Zeichnung näher betrachten?“ fragte sie, schaute sich um, ließ sich zwanglos auf dem nächsten Laufstapel nieder und nahm das ihr zögernd dargereichte Blatt zur Hand. „Wirklich schön und wir-



Der Zurückgebliebene.

Unser Bild ist eine englische Darstellung von dem Einmarsch der Deutschen in Bailly. Durch die Beschiebung hat der Ort furchtbar gelitten und nach erfolgter Eroberung nach dem Einzug der siegreichen deutschen Truppen sehen wir auf den Trümmern eines Hauses einen Hund, der sich nicht von der Scholle trennen will, wenn auch alles verfallen ist.

Peitsche des Mißersfolgs, des Elends, ja des Hungers gefühlt hat.“

Das warmherzige Interesse in den schönen Mädchenaugen vermittelte ihn plötzlich; er schämte sich seiner Worte und brach ab.

fungsvoll,“ sagte sie nach einer Weile und ließ mit warmem Interesse die braunen Augen über die Gestalt des jungen Mannes gleiten. „Mit welch sicherem Griffe Sie die rechte Wirkung herausgebolt haben! Da liegt Stimmung darin. Sie sind der geborene Illustrator!“

Ein halbes Lächeln erschien um des Angesprochenen Lippen.

„Doch noch eine Anerkennung, ganz zulekt!“ entfuhr es ihm wider Willen. „Mein Fräulein, Sie festsen sich mit den unfehlbaren Kunstbonzen meiner deutschen Heimat in Widerspruch, denn diese vielvermögenden Herren haben sich über meine Begabung eine weniger günstige Meinung gebildet!“ Er lachte bitter auf.

Mit sicherem Takt ging sie über seine Worte hinweg. „Sie sind Kunstmaler, ich habe es erraten?“ fragte sie.

Wie entzückt lauschte der junge Mann ihren Worten, welche durch den leichten englischen Akzent in der Aussprache ihm nur noch reizvoller erschienen. „Ich bildete es mir eine Zeitlang ein, mein gnädiges Fräulein,“ gab er zur Antwort, „aber eine hochlobliche Kunstkritik hat mir die Augen geöffnet. Ich bin ein Pfuscher, ein Gerne-groß, der in Pygmäenverblendung an den ehernen Säulen echtester Kunst zu rütteln gewagt und dafür von Rechts wegen statt des Zuccherbrots der guten Kinder die

Wit einem trockigen Zug um die Züppen füllig läßt sie weiter Gelehrte. Was eigentlich an Sollentüpfeln in Gründen kann niemals, was eigentlich an Sollentüpfeln in Gründen

gab keine neue Bekannte ließ sich nicht so leicht abwischen; sie wußte entschieden zu plaudern, und ohne daß der junge Maler sich dessen recht bewußt wurde, fragte sie ihm sein künstlerisches Glaubensbekenntnis ab und wußte ihn zu veranlassen, ihr seinen Studiengang und den Dornenweg, welchen er seit her gewandelt, zu schildern.

„Und nun sind Sie auf dem Wege nach Amerika, um Ihr

bisherer Tätigkeit zu widmen.“ „Ja,“ antwortete er, „ausgedient.“ „Sie haben nur noch Zeit für Bildhauerei, als Friede ist, bald wieder anderen zu tunnen haben.“ „Es wäre besser, um Friede beim

leben.“ Mr. Rixley war mittellos. Er hatte sich monatelang in den verschiedensten Städten Europas aufgehalten und bedeutsame Abschlässe mit herberragenden Künstlern für seinen Verlag gemacht. „Ich habe das Angenehme mit dem Rücklichen verbunden, meine Tochter Mabel, trotz ihrer Jugend meine rechte Hand und zuverlässigste Beraterin im Geschäft . . . ja, Du brauchst nicht zu protestieren, es ist doch so,“ wendete er sich an die Errötende, „meine Tochter also hatte Europa noch nicht gesehen, so konnte ich ihr nun die bedeutendsten Städte und die in diesen angehäuften Kunstsägen zeigen. Wie ich meine fluge Mabel kenne, hat sie ein gut Teil davon profitiert. Sie hat mir Ihre Skizze gezeigt . . . mehr als diese selbst, so anerkannterwert auch ihre Ausführung ist, hat mir die treffliche Gewandtheit gefallen, mit welcher Sie das stimmungsvolle Seebild komponiert haben. Entspricht ein solches Schaffen Ihrer ganzen Arbeitsmanier, so könnte ich Ihnen vielleicht behilflich sein — nur keinen falschen Stola, lieber Herr Rathgens,“ setzte er begütigend hinzu, als dieser mit dem Kopfe schüttelte und mit zuckenden Lippen erklärte, er habe mit der Kunst abgeschlossen. — „Sie kennen die Verhältnisse bei uns noch nicht; bei uns schafft man sich erst die Existenzmöglichkeit, also festen Boden unter den Füßen. Und da jedwede redliche Arbeit adelt, so darf es Sie nicht wundernehmen, großen jungen Talenten bei uns im Dekorationsfach zu begegnen, bedeutende Bildhauer haben sich ein ihre Existenz sicherndes Vermögen als Stück-

Russisch-polnische Bäuerinnen bilden unter Aufsicht von deutschen Soldaten die im Herbst nicht hereingeholten Kartoffeln aus.

Talent besser zu verwerten, nicht wahr?“ fragte sie schließlich freundlich. „Würden Sie mir Ihre Zeichnung wohl einige Minuten überlassen? Mein Vater, mit dem ich reise, interessiert sich für dergleichen sehr.“

Der Maler hatte schon das Blatt aus dem Skizzenbuch gerissen und überreichte es ihr. „Sie mögen es zuhig behalten, wenn es Ihnen gefällt,“ sagte er kurz, „ich habe keinen Wert darauf und kann es doch nicht verwerten.“

Fast brüllt erhob er sich; der teilnahmsvolle Blick aus den holden Mädchenaugen tat ihm wehe. Wenn sie wüßte, wer eigentlich vor ihr stand, mit welchem Entsetzen sie sich von ihm abwenden, wie sie die Hand von der Zeichnung zurückziehen würde! Unhöflich kurz fiel seine Verneigung aus, als er sich unvermittelt und überhastet zurückzog.

Erst zur Abendtafel, als das Schiff schon durch die lichtlose Nacht dahinschwamm, kam er wieder zum Vorschein; fast peinlich zuckte er zusammen, als er fand, daß des Zufalls Ungefähr ihm die neue Bekannte direkt gegenüber an den Tisch gebracht hatte. Zögernnd blieb er am Eingange stehen und überlegte schon, ob er nicht lieber hinuntergehen sollte. Aber davor graute ihm; er vertrug die Einsamkeit noch weniger als die Pein, welche geselliges Plaudern ihm auf erlegte. So schritt er nach seinem Platze. Neben der jungen Dame saß ein älterer Herr mit glattrasiertem, geschäftsklugem Panzergesicht.

„Mr. Rathgens?“ eröffnete die junge Dame sogleich die Unterhaltung, kaum daß der junge Mann sich niedergelassen hatte. „Schen Sie, da kenne ich Sie schon beim Namen.“ Und dann sah an ihren Vater wendend, fügte sie hinzu: „Dies ist der Herr, dessen Bekanntschaft ich Dir versprach . . . Ich war indiscret genug,“ erläuterte sie mit einem Lächeln an des Malers Adresse, „Dir die reizende Skizze zu zeigen, nun magst Du dem Herrn selbst Dein Kompliment machen.“

Wenn der junge Künstler auch kaum auf die Namennennung des alten Herrn und ebensowenig auf dessen Zuruf achtete, er sei Verleger einer New-Yorker Monatsschrift, so sah er sich doch genötigt, an dem allgemeinen Gespräch sich zu be-

arbeiter verdient, bevor sie daran gingen, dem ihnen vornehmenden Ideal zu leben. Ist dieses echt, so bleibt es ihnen ja, es reift noch in der dazwischen liegenden Zeit rauher Tagesarbeit. Was Sie betrifft, so glaube ich Ihr bisheriges Schicksal zu kennen, ehe Sie mir noch davon erzählt haben. Ein großes Können, gepaart mit ebenholchem Selbstbewußtsein, dazu Ringen um Anerkennung mit den überlegenen und oft nicht skrupellosen gegnerischen Mächten — vielleicht auch, wenn ich offen reden darf, keine genügende materielle Basis unter den Füßen und darum eine jede Enttäuschung doppelt empfindlich, weil sie nicht nur den Entwicklungsgang hemmt, sondern brutal



Freiwillige Beduinen-Landsturmkrieger auf dem Marsche in Kleinasien.

die Existenz bedroht. Habe ich es erraten? — Nun also,“ fuhr er fort, als der andere nur finster dazu nickte, „glauben Sie, das haben wir nicht alle durchgemacht? Den Hunger, den ich gelitten, die Entbehrungen, die mich in jungen Jahren bis hart zur Verzweiflung getrieben, sehen Sie mir heute nicht mehr an. Und doch war ich, wie Sie mich heute sehen, einmal ein träumender Poet, der die Welt mit Fambendramen er-

obern zu können wünschte.“ Er lachte herzlich und streckte dem anderen über den Tisch hinweg die Hand entgegen, in welche dieser indessen nur zögernd ein schlug, als fürchtete er, dadurch eine Verkündigung an dem Ahnungslosen zu begehen. „Vielleicht kann ich Ihnen nützlich sein, für einen tüchtigen Illustrationszeichner habe ich in meinem Verlage immer Verwendung. Aber erst wollen wir uns einmal, wenn es Ihnen recht ist, ein wenig näher kennen lernen, wozu die Tage auf dem Schiffe uns vollauf Gelegenheit bieten dürften. Nicht wahr, Mr. Rathgens?“

In der Nacht lag dieser doppelt elend in seiner Kabine. Wie häufig hatte er zum Vergleich das Schlagwort von der Kantalsqual gebraucht, jetzt wußte er, wie es einem Ver schmachtenden zu Mute ist, dem Trank und Speise aus unerreichbarer Ferne lockend nur darum gezeigt werden, um ihn dann um so elender verschmachten zu lassen. Wie hatte er gehungert und gedurstet, wie zuletzt vergeblich jeden Stolz beiseite gesetzt, sich bis in den Staub erniedrigt und zu dem Manne als ein Bettler gewendet . . . zu dem Manne, der einzige in der weiten Welt ihn einen Undankbaren hatte schelten dürfen, zu ihm, dem er nur mit dem Lorbeer schmückte der Verübungtheit jemals hatte nahen wollen! — Und dann war das unausdenkbare Schreckliche geschehen, das ihm das Kainszeichen auf die Stirn gedrückt und ihn zum heimatlosen Flüchtling hatte werden lassen — und jetzt nun, wo rings um ihn alles verfunken war, jetzt nun, wo er der schrecklichsten Pein überantwortet war, führte ihm der Zufall einen Mann in den Weg, der ihm eine Zukunft geben wollte! Nun war es in alle Ewigkeit hinein zu spät!

In dieser Nacht dachte Axel Meinshausen, wie der Unfesige wirklich hieß, ernstlich daran, aus dieser Welt zu scheiden, so fürchterlich war ihm der Gedanke, daß diese guten Menschen, die in ihrer Ahnungslosigkeit so freundlich zu ihm waren, es erleben könnten, wenn ihm die heuchlerische Maske vom Gesicht gerissen und er als das gebrandmarkt wurde, was er wirklich geworden: ein von Gott und der Welt Verdammter — ein neuer Cain.

Um Mitternacht wurde es lebendig im Schiff. Englands Südufer war im Meer versunken, ungehindert kamen die Wogen sturmgepeitscht von allen Seiten her und fielen dem Dampfer in die Flanken. Stöhnd schwankte der Riesenkarren auf und nieder, beugte sich unter der Wucht des entfesselten Orkans zur Seite und richtete sich zitternd wieder auf.

Es litt den Qualbeschwerden nicht länger in der tiefen Einsamkeit seiner Kabine; wie in der Hoffnung vom Sturm erfaßt und über Bord geweht zu werden, schlich er zum Überdeck; dort flatschte eine Sturzsee um die andere über die Reling, die Schiffsmannschaft war eben dabei, die schweren Sturmtüren einzusezen; keiner von den zahlreichen Passagieren, welche die Unruhe vom Lager getrieben, durste auf das Überdeck hinaus, auch Axel Meinshausen nicht.

In einer Ecke stand eine schmale Polsterbank hart neben dem Ausgang zum Überdeck; auf diese lief Axel sich nieder, und wie gebannt starnte er hinaus in die schäumende, wild heranbrausende Flut, auf welche des Mondes Sichel matten Lichtschimmer goß. Im eigenen Herzen brandete und wütete es ebenso, dieselbe Unraff. Aber die Meereswogen mochten sich glätten, der Sturm sich legen und die Sonne wieder scheinen — ihm ging eine solche nimmer auf, denn ihn trieb die Schuld. Und ob er der Morgenröte Flügel nahm und zum anderen Ende der Welt floh, dem eigenen Gewissen vermochte er nicht zu entrinnen.

Und da packte es ihn an, daß er leise vor sich hin weinen mußte. Ringsum war keine Menschenseele, ein riesengroßer Jammer kam ihn an. Dazwischen ein Glückshunger, den er nicht begriff und weniger noch zu deuten wagte — eine Sehnsucht nach dem Sonnenlicht, das freundlich mild aus holden Mädchenaugen ihm geschienen hatte. Liebe ihm, dem ewig Verdammten, den die Schuld aus aller guten Menschen Gemeinschaft ewig schied! Nur eine neue Qual für ihn, nicht anders, als ob ehrne Gerechtigkeit ihm nun, wo er alles verloren, unbarmherzig zeigen wollte, wieviel dies eigentlich war! . . .

Da bäumte es sich aber auch schon wildtrotzig in ihm auf. Noch lagen Tage vor ihm, die ihm gehörten — und er wollte sie nützen, sich an der niegefühlt Seligkeit verauschen und wie in einem Traume hinleben. Von sich abschütteln wollte er alles Grauen, tief in das ewige Meer versunken jegliches Angstgefühl, nur den Stunden leben, die ihm noch zugemessen waren. Ehe das Schiff den Hafen erreichte, sollte ein Sprung in die Tiefe den Zwiespalt lösen, in welchen ein dunkler Augenblick ihn gebracht. Vielleicht weinte dann ein holdes Mädchen mitleidsvoll um den Verunglückten, sicherlich aber erfuhr sie

dann niemals, was eigentlich an Höllenfahrt im Grunde seiner Seele wählte.

Mit einem trogen Zug um die Lippen stieg Axel wieder in den Raum hinunter, und als er sich nun auf seinem Lager streckte, umfang ihn zum ersten Male wieder traumloser, tiefer, fräftigender Schlaf.

Zu den wenigen, welche die Seefrankheit verschonte, gehörten Mabel Kirley und Meinshausen; der Vater der letzteren lag in seiner Kabine und hegte ernsthafte Sterbegedanken, so ergab sich ein häufiges Zusammensein der beiden jungen Leute von selbst. Sie liebten beide den Anblick der stürmenden Wogen ringsum. Wo sie sich zuerst gefunden, dorthin flüchteten sie immer wieder von neuem. Droben jagen zerfegte Wolken dahin, ab und zu blieb die Sonne, und dann erschimmt die Wellenlinie wie ein in allen Farben schillernder Schlangenleib; aber meist herrschte trübes Zwielicht, nächtig dunkel ist die Wassertiefe wie der Zukunft Schoß.

Es war dem jungen Maler ein Bedürfnis, sich zu dem Mädchen auszusprechen, das ihm so teilnahmsvoll lauschte und in dessen Augen es oft so lieb, so warm und vertraut aufschimmerte . . . Von seinem harten Verdegang erzählte er ihr, wie er elternlos auf fremde Barmherzigkeit angewiesen gewesen, wie dann ein Gönner sein Zeichentalent im Waisenhaus entdeckt und ihn auf die Kunstschule geschickt habe. Aber der Gönner war bald gestorben, und der jugendliche Kunstoffizie hatte sich durchhungern müssen. „Es schien oft unmöglich, weiterzukommen,“ sagte er mit in die Meerferne verlorem Blick, „der Hunger tat so weh, und die Kälte in der ungeheizten Mansardenstube ließ die Farben und die Hände starr werden. Und doch warf mich das alles nicht nieder, denn ich glaubte an meinen Stern. Wenn ich in meiner Verzweiflung nimmer aus noch ein wußte, wenn es mich in bitterkalter Nacht nicht länger mehr auf dem düstigen Lager litt, dann taute ich mit meinem Atem ein Gußloch in die gefrorenen Dachfensterscheiben. Und konnte ich dann himmelauft schauen, wo die goldenen Sterne prangten, vermochte ich den Stern zu finden, an den ich mein Glück gehängt und dessen Funkeln mir so ganz anders schien wie das der übrigen Gestirne, so hehr und hoch wie eine Offenbarung — da kam wieder Mut in mein Herz, ich biß die Zähne aufeinander und glaubte an meine Zukunft so unverbrüchlich weiter, wie ein Heide an seinen Ketisch glaubt. — Und dann trat mir in den Weg, was ich als das große Glück meines Lebens anstaunte und das doch nur mein Verhängnis war.“

Mit stockender Stimme berichtete er weiter, wie der berühmte Maler Walden auf ihn aufmerksam geworden war, wie er ihn in sein Atelier gezogen und zu seinem Schüler gemacht hatte. — „Aber es war ein kurzes Glück. Der Tag kam, an dem ich mir nicht länger verhehlen konnte, daß meines Meisters Ideale nicht länger mehr die meinigen sein konnten, mehr noch, daß sie es nie gewesen waren. Was mir im Herzen brannte und in schlaflosen Nächten mir vorschwebte, war grundverschieden von dem Schönheitsideal meines Meisters. Wie es eigentlich war und ich in Stunden trunkenen Entzückens es geschaut — ich konnte es selbst nicht sagen, aber der Drang lebte in mir, zu suchen, die Göttin zu offenbaren, die anzubeten es mich zwang. Und als der Meister dies merkte, wurde er führer zu mir, denn er war ein eigenwilliger Herr und duldet keine anderen Götter neben sich, seine Schüler mochten sich neben ihm an der Verehrung sonnen, welche die Menge ihm zollte. Als er begriff, daß ich auch einer sein wollte, so ein ganzer, der die Welt auf die Knie niederzwingt, da wurde er zu meinem Feind. Und er hatte die Macht in Händen. Schonungslos gebrauchte er sie auch. Mein ehrliches Streben schalt er nicht nur verfehlt, sondern er machte sich darüber lustig und die Kunstelique mit ihm. Sie wußten es ja, daß nichts so sicher tötet wie der Fluch der Lächerlichkeit. Und dann hungrigte ich wieder und sank so tief, bis ich zulegt die Leinwand nicht mehr kaufen konnte, um darauf zu pinseln. Und als ich dann um des Brotes willen arbeiten wollte, was mir in den Weg kam, da fand ich die Türen verschlossen . . . O mein Gott, wie ich gerungen hab! Aber was ich auch in die Welt sandte, alles kam wieder zurück. Ich war in Acht und Vorn getan, des Meisters Haß hatte mich zerschmettert. Und da, als der Hunger mich kraftlos gemacht, da war ich feige genug, zum Renegaten werden zu wollen. Zum Meister wollte ich gehen, auf den Knieen wollte ich ihn anslehen, mir mein Selbstständigkeitsglücht zu verzeihen und mich wieder anzunehmen, um des lieben Brotes willen, das ich doch brauchte. — Und da . . . und da —“

(Fortsetzung folgt.)

„Hurra! Georg — hier!“ schrie eine weibliche Stimme. Und dann warf sich seine Schwester ihm entgegen, umfasste mit beiden Armen seinen Hals und küßte ihn.

Georg mußte sich mühselig an dem Pfeiler halten.

„Mädchen, Du reißt mich ja um!“ meinte er lächelnd und sah an seinem Bein herunter.

Mimi folgte seinem Blick — dann ließ sie ihn los — trat einen Schritt zurück — legte die Hand auf den Mund und hauchte: „Dein Fuß?“

„So —“ nickte Georg.

Mimi stand immer noch und starrte das leere Hosensein an.

Georg aber sah sich ungeduldig um, sah über all die neugierig und mitleidig ihn umringenden hinweg und fragte: „Wo ist denn Lotte?“

Mimi sah ihnverständnislos an.

Er mußte wiederholen: „Wo ist Lotte?“

„Sei man froh, daß die nich gekommen is!“ meinte Mimi. „Wenn die Dich jo gesehen hätte —“

Georg lehnte sich gegen den Bahnhofspfeiler und schwieg. Warum ihn die Leute wohl alle anstarrten? Er fühlte, wie er zornig wurde. War denn die Lotte wirklich nicht da? Wie er sich gefreut hatte auf diese Minute, auf dies Wiedersehen! Daß die Lotte ihn umarmen würde. Die hätte ihn auch umreißen dürfen...

„Mensch — Du wirst ja ganz blaß!“ rief ihn seine Schwester an und packte ihn am Arm.

Georg winkte ihr ab und richtete sich auf am Pfeiler. Immer stramm — nicht schlapp werden.

Mimi sah ihn unter: „Läßt man — wenn sie Dir noch nu nich mehr jern haben sollte — det hochmüttige Fräulein — denn findt sich eben 'ne andere —“

Georg antwortete nichts darauf. Schwerfällig humpelte er an der Seite seiner Schwester den Bahnsteig entlang. Jetzt empfand er erst, wie schwer es ihm wurde, mit dem provisorischen Apparat, den sie ihm im Lazarett angehnallt hatten. So lange er beim Arzt gewesen, hatte er es nicht so sehr bemerkt. Hatte der ihn doch immer versichert, daß er wieder wie früher aussiehen werde, wenn erst das künstliche Bein fertig sei. Er solle nur warten, bis es soweit sei. Aber ihn hatte es nicht mehr im Lazarett gelitten. Er wollte erst einmal nach Hause — zu Lotte.

Und nun war sie nicht da. —

„Wo — wo ist denn Lotte?“ fragte er, als er vorsichtig am Geländer entlang die Treppe hinabstieg.

„Heute sollen Verwundete kommen. Und da haben sie im Lazarett ihre Arbeit, um alles in Ordnung zu bringen. Alles frisch beziehen — und schenken — und einrichten.“

„Wann kommt sie denn?“

„Na, das wird woll ziemlich spät werden,“ erwiderte Mimi, immer bemüht, ihn zu stützen. „Sie will sich doch nich extra frei machen!“ fügte sie mit einem heimlichen Vorwurf hinzu.

„Na ja — das geht auch nicht!“ verteidigte Georg seine Braut. „Erst müssen die Verwundeten alle versorgt sein. Das ist nu mal nicht anders.“

Sie standen unten in der Halle.

„Is denn Mutter nicht da?“ fragte Georg.

„Mutter sucht Kaffee. Damit Du gleich was Warmes hast, wenn Du kommst.“

„Mutter is immer praktisch!“ lächelte Georg. Und dann machten sich die beiden Geschwister auf und gingen heimwärts. Mimi immer bemüht, ihren Bruder zu stützen, ihm den Weg so leicht wie möglich zu machen. Und auch bemüht, ihn abzulenken von seinen Gedanken, ihn zu unterhalten — und ihn zugleich darauf vorzubereiten, daß seine Braut über seine Verstümmelung nicht entzückt sein würde — ja, daß sie sich wahrscheinlich von ihm abwenden würde. Denn Mimi konnte sich nicht denken, daß man einen solchen verkrüppelten, zerschossenen Menschen noch lieben könne. Als Briefträger konnte er doch nun auch nicht mehr gehen. Na — und wer stellte denn so einen einbeinigen Menschen an?

Georg aber dachte nur: Lotte war nicht da — Lotte war nicht da... Sie hätte sich natürlich frei machen können. Wenigstens auf eine halbe Stunde. Um ihn zu begrüßen. Das hatte er schon von ihr erwartet...

Lotte war nicht da — Lotte war nicht da...

Allzuviel hatten sie es nicht bis zur Wohnung der Mutter. Sie wohnte nur wenige Minuten entfernt vom Bahnhof — weil auch das Postamt in der Nähe war, und er es nicht bei all seinen Wegen auch noch weit bis zum Amt haben sollte.

Vielleicht war Lotte bei der Mutter. . .

Vielleicht wollte sie ihn dort überraschen. —

Sie stiegen die paar Stufen hinauf, die vom Hofe aus zur Wohnung führten. Wie sauber war die Treppe gescheuert! Wie blinkten die Messingarme der Gaslampen! Ja, ja, wo Mutter die Hausreinigung hatte! . .

„Soll ich vorausgehen und Mutter vorbereiten?“ fragte Mimi schüchtern.

Georg schüttelte den Kopf. Die Mutter würde doch nicht zurückkehren vor ihm... die eigene Mutter. . .

Als sie ihn auf der Treppe hörte, machte sie schon die Rückentür auf und kam ihm entgegen — mit offenen Armen: „Junge, Junge! Da bist du wieder!“

Und sie zog ihn behutsam die Treppe empor.

Kein Wort jagte sie über sein Bein. Führte ihn nur langsam zum Küchentisch, auf dem schon die Kaffeetassen und der Milchkopf standen — und der Kuchenteller in der Mitte! Und dann ließ sie ihren Sohn sanft auf den Stuhl nieder, der zwischen Herd und Tisch stand: „So — da is es doch am wärmsten!“

Mit dem einen Arm auf seiner Schulter, blieb sie vor ihm stehen, streichelte ihn und sagte stolz: „Ich wußte doch, daß Du das Eisernen mitbringen würdest. . . Ja, det wußte ic!“

Und dann war sie geschäftig um ihn herum, goß ihm Kaffee ein — Milch dazu — „da hastest een Stück Kuchen! . . Nun nu ish man noch. Gens ist jarnisch. Mußt Dir doch wieder ordentlich erholen! Mußt doch wieder Blut kriegen. Wirst ja genug verloren haben. . . Nu nimmt Dir man noch einen Stück. Mimi und ich haben schon getrunken.“

„Ach — zur Gesellschaft trink ich noch mal mit!“ meinte Mimi und zog sich die zweite Tasse heran, die auf dem Tisch stand.

„Die sollte doch für Lotte sein!“ rief Mutter Krüger.

„Wer weißt ob die kommt!“ meinte Mimi und lächelte ein wenig zweiflerisch in die Tasse hinein.

Mutter Krüger war erst sprachlos. Dann sah sie ihren Sohn an. Und nun wußte sie, warum er so still war. Diese wenigen Worte, die eben gewechselt worden waren, enthüllten eben das, was sein Herz bewegte und erfüllte.

Nun wurde Mutter Krüger aber aufgebracht: „Was redest Du denn für dummes Zeug!“ schrie sie ihre Tochter an. „Du bist doch ein zu dummes Ding! Du weißt doch, daß heute wieder ein Lazarettzug kommt. Lotte wird schon kommen. Wie ic ihr kenn! . . Nee — sowat — macht das Mädchen ihrem Bruder unnütz das Herz schwer! Lotte is doch nu mal so: erst de Pflicht, erst die Arbeit und denn alles andere. Des finde ic nu och sehr verständig. Det is die richtige Frau für Georg! Mit der wird er schon vorwärtskommen. Un det is ja doch de Haupthache!“

Das rote Gesicht von Mutter Krüger glänzte vor Eifer. Mimi aber bungte sich über die Kaffeetasse und schwieg verlegen.

Georg sah seine Mutter an. Wie sie ihr Gesicht bald ihm voll Liebe, bald der Tochter voll Strenge zuwandte. Und nun fühlte er sich wieder heimisch. Ja — so war Mutter nun mal — sie mußte was haben, an dem sie austauschen konnte. Ihre Ohren glühten ordentlich. Fast so rot, wie das Feuer, das durch die abgemühten Ringe auf dem Kochherd leuchtete. Ihm wurde es ordentlich behaglich. Er streckte sich und dehnte sich.

Da sprang Mimi auf: „Du — Zigarren haben wir auch für Dich!“ Und sie lief in die Stube, um sie zu holen.

„Willst Du Dir nich lieber aufs Sofa legen?“ fragte Mutter Krüger. „Wir haben vorne geheizt.“

„Na — Mutter, in der Woche? Wird das nich zu teuer?“ scherzte Georg.

„Na — erlaube mall!“ lehnte seine Mutter gekränkt ab. „So knaufrig bin ic doch nicht!“ Sie wollte ihm aufhelfen.

„Läßt man — ic rauche lieber hier meinen Glimmstengel!“

„Unsinn! Ich man nach vorne!“

„Na — det war doch sonst verboten, in Mutters juter Stube zu qualmen!“ meinte Georg neckend.

„Nu jeh schon!“ munterte sie ihn auf.



Ein deutsches Feldlager in Feindesland.

— denn mit Beifügung!“ Er rappelte sich auf und wollte noch dem vorderen Zimmer gehen.

Seine Mutter machte sich daran, die Lampe anzuzünden. „Nee — wat die Tage jetzt kurz sind!“ Sie nahm die Glöckchen ab und holte die Streichhölzer vom Herd. So waren Mutter und Sohn allein bei sammen. Und als nun das Licht aufflamme und sie seine Augen auf sich gerichtet sah, in denen sie eine stumme Frage an die Zukunft zu finden glaubte, da streckte sie ihre Hand aus, um ihm über das Haar zu fahren.

Ehe sie soweit kam, hatte er ihre Hand mit beiden Händen gefasst und drückte sie.

„Du — der Postmeister hat mir neulich gesagt — wenn Dir ooch wat passieren würde — for Dir wäre immer 'ne

Stelle da. Du hättst doch schon verschiedene Prüfungen gemacht.“

Weiter kam Mutter Krüger nicht. Die Tür wurde aufgerissen. Ein junges Mädchen in Helferinnentracht stürzte herein. Sie fiel über Georg her: „Junge!“

Dann riss sie ihn empor zu sich, hielt ihn fest und suchte mit ihren roten Lippen seinen noch ein wenig blassen Mund. Als Georg sie auf sein künstliches Bein aufmerksam machen wollte, schüttelte sie nur den Kopf und drückte ihn um so fester an sich.

Da sagte Mutter Krüger: „Id illoobe, et is Zeit, det ic de Lampen uff de Treppe anstecke.“

Und leise ging sie aus der Tür.

Gescheitert.

Roman von Viktor Hellriegel.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Was wir aber sehr schnell überwunden haben!“

„Ja Du! Ich nicht. Meinst Du, ich wäre das Gefühl losgeworden, daß mich zum Beispiel Frau von Reichenhausen etwas von oben herunter ansieht?“

„Das ist eine Ausnahme. Die ist eben verwöhnt. Sie ist eine außergewöhnlich schöne Frau und weiß das auch, und außerdem tragen sie sie hier ja alle auf den Händen.“

„Ob sie Dich auch einmal so auf den Händen tragen werden, Paula?“

„Ich weiß es nicht. Ich wünsche es mir auch gar nicht. Mir genügt, daß mich Christian auf seinen Händen trägt, und der tut es gewiß.“

„Wollt Ihr nicht hereinkommen?“ rief die Mutter. Sie stand in der offenen Balkontür. „Es sind Briefe da. Für Dich, Pauline. Glückwünsche natürlich.“

Diese Glückwünsche schob Pauline Dürr beiseite. Ihr Auge fand sofort den Brief aus der Morgenpost heraus, den sie suchte. Für sie hatte die Welt zwei Hälften: die eine dort, wo ihr Verlobter war, und die andere überall dort, wo er nicht war.

„Ich habe einen Brief von Frau von Reichenhausen bekommen. Sie schreibt aus Heiligendamm. Das ist sehr aufmerksam,“ sagte die Mutter.

„O, zeig' her,“ rief Irene. „Eben haben wir von ihr gesprochen. Was schreibt sie denn?“

Natürlich sorgt sie sich um ihren Mann. Sie hat gute Nachrichten von ihm, leidliche wenigstens. Und dann schreibt sie von Frau von Felsen, die ja mit ihr dort ist. Bei Hofe sind sie auch vorgestellt worden. Die Fürstlichkeiten sind alle in Heiligendamm. Vor allem aber schreibt sie, daß sie große Sehnsucht nach Neuburg habe.“

„Das letztere ist mir nicht verständlich. Erst schreibt sie, daß sie dem Großherzog vorgestellt wird, eingeladen ist“ — Irene hatte eine große Fertigkeit einen Brief im Handumdrehen zu überfliegen — „und dann plötzlich diese ausbrechende Sehnsucht —“

„Aber Irene! Das ist doch klar! Selbstverständlich sehnt sie sich danach, möglichst bald wieder mit ihrem Mann hier zu sein!“

„Ob sie ihn sehr liebt?“ fragte Irene nach einer Weile. „Ich meine, ob sie ihn so zärtlich liebt, wie Paula ihren Verlobten?“

„Kind, was fragst Du alles? Gibt es denn etwas Natürlicheres auf der Welt, als daß zwei Ehegatten wie Hilda Reichenhausen und ihr Mann sich lieben? Viel mehr vielleicht, als Du denkst. Bei Hilda kommt ja noch die Sorge um ihren Mann dazu. Die spricht ja aus jeder Zeile!“

„Ich lese eben, wie sie schildert, daß sie mit dem Großherzog und seinen Verwandten an derselben Tafel im Kurhause die Mahlzeiten einnehmen. Von „Sehnsucht“ ist erst auf Seite vier die Rede.“

14.

Fedor Götz von Reichenhausen war in denkbar schlechtester Stimmung. Der Bursche konnte ihm nichts recht machen. Er war selbst im Stall gewesen und hatte gewettet. Beim Dienst war er noch nie so verdrossen gewesen, wie heute. Er hatte eine sehr schlechte Nacht hinter sich. Das war ja ganz unschöner, wie gestern das Glück umgeschlagen war. Was sollte er denn nun tun? Wieder Herrn Müllers anbörigen? Der würde sich schön wundern. Oder seinen Vetter Egon? Der war ja elend und krank auf seinem „Weizen Hirsch“, und außerdem hatte dieser

Mensch gar kein Verständnis, wenn man mit Schulden kam. Vielleicht hätte Deef es getan. Aber der war in Potsdam oder Gott weiß wo. Er dachte an Hilda. Wenn ihm jetzt jemand aus der momentanen Geldverlegenheit helfen würde, Hilda würde es sicher tun. Aber Hilda versagte ja selbst über nichts. Und außerdem — er wollte doch von ihr loskommen. Er hatte größeres vor. Er erwog den Gedanken jetzt ernstlich, sich in aller Form der reichen Asta von Felsen zu nähern.

Der Gedanke beschäftigte ihn noch als die Post kam. Zwei Briefe waren es, einer von Hilda; der andere mit dem violetten Papier konnte nur von Asta sein.

„Es scheint Hildas Tagewerk zu sein, an mich zu schreiben,“ sagte er zu sich. „Und dabei habe ich ihre letzten beiden Episteln noch gar nicht aufgemacht.“

Frau von Felsen schrieb an ihn auf seine besondere dringende Bitte. Daz er auf sie Eindruck gemacht hatte, wußte er. Er hatte sie nicht zweimal gesprochen, da wußte er es schon. Er hatte ihr gesagt: „Lassen Sie mich manchmal in die Sonne schauen und erlauben Sie mir, Ihnen dann und wann zu schreiben.“ Sie hatte ihm keine ablehnende Antwort gegeben. Im Gegenteil, sie hatte seine Bitte bescheiden gefunden. Seitdem schmeichelte er ihr in seinen Briefen und aus ihren Antworten las er deutlich die erwachte Sympathie heraus, die sie für ihn hatte. Es war ausgemacht worden, daß diese Korrespondenz streng geheim bliebe. Das war schon Hildas wegen unbedingt nötig.

Er riß das Kuvert auf. Es war die Antwort auf seinen letzten Brief. Er befand sich, daß er ihr darin geschrieben hatte, „daß sie über sein Leben und Sterben verfügen“ könne. Für solche schwungvolle Phrasen stand ihm ein reicher Schatz von Übung zur Verfügung.

Sie antwortete, er solle vernünftig sein, so dürfe er ihr nicht wieder schreiben. Aber sie fügte gleich hinzu, daß sie ihm nicht zürne. Sie habe Vertrauen zu ihm und schreibe ihm offen wie einem Freunde. Lebrigens denke er viel zu gut und hoch von ihr — viel zu sehr! Aber sie dankte ihm.

„Hm!“ machte Fedor. „Ich werde also noch größeres Geschütz auffahren lassen. Sagte nicht die kleine Röhlings, daß Asta passioniert schriftstellere? Solchen Wesen gegenüber muß man mehr Register ziehen.“

Im zweiten Teil des Briefes schrieb Frau Asta, daß die Tage in herrlicher Unterhaltung verstrichen. Er — Götz — habe nicht zu viel gesagt, die Tennisplätze seien wirklich scharmant. Der Hof beteilige sich an dem Spiel. Um Hilda mache sie sich Sorge. Sie sei sichtlich sehr erschöpft und scheine die Seeluft nicht zu vertragen. Nur äußerlich zeige sie in ihrem Wesen Heiterkeit. Wer den furchtbaren Ernst des Lebens durchgemacht habe, wie sie selbst, der achte mehr auf seine Mitmenschen, dem entgehe nichts ...

„Quatsch!“ sagte Fedor halblaut. Solche unparlamentarischen Ausdrücke entchlüpften ihm manchmal.

Er nahm die Feder und antwortete. Diesmal auch Hilda. Er teilte ihr die Verlobung von Deef und Fräulein Pauline Dürr mit und fügte ein paar Glossen hinzu. Dann sagte er, daß sie alle zurzeit „beruflich“ stark in Anspruch genommen seien, er finde faktisch keine Zeit zum Schreiben. Im großen und ganzen war die Art, wie er an die Frau schrieb, die er angebetet hatte, tüchtig. Er wollte nicht in alten Dingen wühlen. Tempi passati. Zum Schluß tat es ihm aber doch wieder leid, daß er nicht den richtigen Ton Wärme gefunden hatte, und darum setzte er noch schnell hinzu: „Ich hoffe, daß Du dort recht

„Gestern kam Mutter fröhlich nach. Sie ist mir sehr gut.“
„Sie hat mir eben berichtet, die Dame anzuheben.“
„Denn — mit Sicherheit!“ Er räusperte sich auf und

„begem lebt und Dich recht gut umhüllt. Vergib nicht: Schönheit und Jugend bleibt immer Dein Element!“
Der letzte Satz gehörte gleichfalls zu seiner Phrasologie in allen Lebenslagen.

„Die Welt ist ein Schachbrett,“ sagte er aufsteigend und dem Burischen Klingeln. „Die Menschen darauf sind die Figuren. Manchmal hat man faktisch Lust, nicht mehr mitzuspielen.“

Ob wohl auch Hilda Reichenhausen es merkte, daß ihre Figur, die sie auf Fedors „Schachbrett“ darstellte, gerückt wurde und daß sie auf ein neues Feld kam?

Frau Hilda war trostlos zumute. Stundenlang wanderte sie an dem Ufer des alten Seebades entlang, nach Brunshaupten zu, so weit sich der Wald dehnte, oder nach der anderen Seite, von wo die kleinen schmucken Barnemünder Passagierschiffe kamen, oder in den Wald hinein, der hinter den Tennisplätzen anhub, und auf den Wegen gegen Doberan. Blau lachte der Himmel, tiefgrün dehnte sich die See; durchs grüne Waldeß geäst zitterte die Luft. Aber Hilda fühlte sich in dem tiefen Schweigen nicht eins mit der Natur. Ihr Herz schlug nicht still und friedlich, und was sie empfand, das war kein glückliches Gefühl, nicht das Gefühl des Geborgenseins, des Friedens, nicht, was Leib und Seele erfrischte.

Ihre Gedanken waren weit drinnen im schlesischen Land.

Sie dachte an ihren Abschied von Fedor — an ihre Abreise, wo sie vergeblich gehofft hatte, er würde noch kommen und ihr die Hand drücken — und ein bitterer Zug legte sich auf ihr Gesicht. Aber schon im nächsten Augenblick dachte sie wieder an die Stunden, in denen sie an der Brust dieses Mannes gelegen hatte, der jetzt so fühl schrieb, und das löste wieder die alten Gefühle in ihrem Herzen aus, die sie noch nicht verwunden hatte. Ihr Herz hatte zu lange Wochen in Liebe und Leidenschaft geschlagen. Immer wieder hörte sie seine Schwüre, die heißen Liebesworte an ihr Ohr schlagen und glaubte, seine Küsse zu fühlen.

Sie war nervös geworden, mitten in der Sommerluft dieses behaglichsten aller Seebäder. Oft auch kamen Stunden der Verzweiflung und sie schrieb eilig Briefe, die ihre Stimmung wiederspiegeln, und die sie dann wieder zerriss.

Dann flammerte sie sich mit all ihren Gedanken an ihrem Mann. Aber das machte ihr das Herz nur noch schwerer. Ach, wenn sie Fedors Liebe nicht mehr hatte, wenn es nur ein Sommernachtstraum gewesen war? In ein Nichts zerstob ihr da die Welt, in der sie bisher gelebt. Verlassen, namenlos verlossen kam sie sich vor. Und immer fragte sie wieder: „Was soll aus allem werden? Ich habe ihn ja so lieb, so lieb!“

Wenn Asta kam, raffte Hilda sich auf. Asta durfte nicht erfahren, wie es ihr ums Herz war. Hatte sie aber an Fedor geschrieben, und den Brief wirklich abgeschickt, so harrte sie mit Bittern und Zagen der Antwort entgegen. Sie, die sonst nur Vergnügungen im Kopfe hatte und am liebsten in einem Strudel von Geselligkeit lebte, hing jetzt oft in der heitersten Gesellschaft ernsten, moralischen Betrachtungen nach. Sie sehnte die Zeiten zurück, wo sie noch keinen Millimeter breit vom korrekten Wege abgewichen war.

Aber die Tage von Faltitten lagen so fern.

Mit ihrem Manne ging es langsam besser. Er selbst durfte nicht schreiben, aber der Sanitätsrat berichtete sehr gewissenhaft. Der Rittmeister mußte eine Viegefür durchmachen und wurde mit allen erdenklichen Kraftspeisen behandelt. Der Sanitätsrat hatte eine Blutleere im Gehirn festgestellt. Egon war immer etwas blutarm gewesen. Aber der Arzt beruhigte sie in jedem Briefe.

„Ich verstehe nicht, wie Du Dir nach diesen günstigen Bulletins noch Sorge machen kannst,“ sagte Asta. „Die Wasser glätten sich ja wieder, wie Du siehst.“

Sie war mit einem offenen Brief in der Hand in Hildas Zimmer getreten.

„Ich habe etwas für uns — für Dich! Rate einmal!“

Hilda stand auf und trat mit Asta ans Fenster. Sie war die vielen Überraschungen schon gewöhnt, die Asta von Felsen täglich mit nach Hause brachte.

„Da,“ sagte Asta. „Eine Einladung zu Hof! Königliche Hoheit gibt ein Gartenfest. Freust Du Dich denn nicht, beste Hilda? Das ist doch eine brillante Auszeichnung!“

„Gewiß. Eine große Auszeichnung.“ Frau von Felsen war so erregt, daß sie gar nicht wahrnahm, wie Hilda trüb lächelte.

15.

„An einem der Reitplätze stand eine Gruppe von Offizieren. Nun hat er sich richtiggehend auch in Dresden die Armee geholt! Nun sagen Sie bloß noch was gegen Müllers!“

„Ich werde ihm den „Königleutnant“ abkaufen,“ sagte Pleßberg. „Dann sollen Sie mal sehen, dann schaffe ich es auch.“

„Immer tue das, mein Lieber,“ lachte Graf Troß. „Dein Marstall kann mal eine kleine Auffrischung gebrauchen. Aber ob Du ihn ebenso reitest, wie Müllers, das ist eine andere Frage. Wieviel willst Du denn anlegen?“

„Wird nicht verraten. Aber ich stehe schon mit Müllers in Verhandlungen, und da er heute sicher rosenrote Laine hat, so wird er mich schon nicht zu hoch treiben.“

„Das macht er so wie so nicht. Er hat da eine verdammte — ich will mal sagen — feudaler Adel,“ meinte Troß. „Ich kann nur sagen, wir können uns alle gratulieren, daß wir ihn im Regiment haben. Da sieht man wieder mal so recht, wie man sich unter Umständen in seinen Anscheinungen versennen kann.“

„In diesem Falle muß man unserm Troß recht geben,“ sagte Lipinski. „Tradition ist unter Umständen töricht. Wie sagt doch schon Homer? Iliacos muros intra peccatur et extra . . . Man sündigt innerhalb von Ilium und außerhalb.“

„Gut gebrüllt. Meiner Ansicht hat Homer aber Griechisch geredet, und das war doch wohl lateinisch?“

„Zimmerhin merkt man Lips an, daß er auf Ritterakademie gewesen ist.“

Fedor von Reichenhausen kam auf seinem Rappen. Er stieg ab und schlug den Bügel lose um den Seitenpfeiler der Reitbahnanlage.

„Sie halten wohl Kriegsrat, Messieurs?“

„Nee, aber wissen Sie schon, Goy, daß sich Ihr Freund Müllers in Reich die sächsische Armee geholt hat?“

„Nein. Ich habe nur eben vom Oberstabsarzt gehört, daß unser Herr Jähnenjunker Spinner zur Reserve beurlaubt wird. Verlust, was?“

„Kann man nicht wissen,“ nahm Troß das Wort. „Mir tut der Junge leid. Hat sich eine Zerrung zugezogen, die ihn untauglich macht. Von mir aus hätte er ruhig Leutnant werden können.“

„Sie reden jetzt also ganz anders als früher. Dürr hat offenbar Schule gemacht. Wenn er nach dem Manöver eine Brigade bekommt, wird der Wind schon wieder umschlagen.“

„Glaube ich kaum. Und übrigens bleiben die vierten Schleißchen auch so, was sie sind.“

„Bravo. Und nun, denke ich, können wir dem Frühstückszimmer einen Besuch machen. Sie dürfen sich auch einmal wieder im Casino sehen lassen, Goy. Sie sind ein sel tener Vogel geworden.“

„Habe noch zu tun,“ wehrte Fedor ab. Er machte sein Pferd los und übergab es einem Dragooner. Der weite Reitplatz lag im strahlenden Sonnenchein.

Fedor war es gar nicht sonnig zumute.

Dieser unglaubliche Bornhövede schickte ihm ein unverlötbtes Telegramm nach dem andern und stellte eine immer kürzere Frist für die Begleichung der Spielschuld, die Fedor neulich kontrahiert hatte.

Er hatte seitdem wieder ein paarmal gespielt und mit mäßigem Glück gewonnen. Aber das langte nicht im entferntesten, um seine Gläubiger — Bornhövede und einem Herrn vom Zivil — zu bezahlen.

Er seufzte und blickte über die roten Ziegelmauern hinweg in den wolkenlosen Himmel, der sich über ihm ausspannte, weit und groß.

Ob er doch nicht wieder zu Müllers ginge? Der Mann hatte ihm damals so schnell die Summe, die ihm fehlte, vorgestreckt. Allerdings, sie war bescheidener gewesen. Und die Zustände hatten sich seitdem etwas zugeispielt. Müllers war einmal Zeuge einer Unterhaltung gewesen, in der er, Fedor, auf die „Söhne des Stoofmicha“ zu sprechen gekommen war. Sehr fatal, daß Müllers dieses Gespräch mit angehört, er hatte sogar geantwortet, hatte es ins Lächerliche gezogen, was Fedor gesagt hatte. Sehr bestimmt und ruhig hatte er das getan und Eindruck hatte er auch gemacht. Die anderen waren mit einem Male auf Müllers Partei. Seitdem war der Verkehr zwischen ihm und Bernhard Müllers ein ziemlich frostiger geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Hyggiene auf Reisen.

Nun naht sie wieder die schöne Zeit, in welcher die erschöpften Kräfte aufgefrischt und von neuem für reiches winterliches Schaffen gestärkt werden sollen. Selbstverständlich ist es das Streben der Frau während der Reisezeit, womöglich noch hübscher und geschmackvoller als daheim auszuschauen. Mit dem kleinen Uebelstand der geringeren Sauberkeit auf Reisen hat man sich langsam befreundet und segelt nun in bester Laune in die schöne, freie Gotteswelt hinaus.

Gewiß sind alle Frauen, die auf Reisen einer beständigen Vergleichsfrankheit frönen, sehr unangenehm. Jede verständige Frau weiß, daß so manche kleine Bequemlichkeit, die man in den eigenen vier Wänden als Notwendigkeit betrachtet, in dem vorübergehenden Nomadenleben fortfallen muß. Aber eine gewisse Hygiene soll und muß auch hier beobachtet werden.

Zuerst möchte ich dem häufigen Wechseln der Leibwäsché ein ernstes Wort reden. Dazu ist nicht etwa nötig, daß ein ganzer Berg voll dieser Sachen mitgenommen werde, nein, jedes Hotel wäscht heutzutage erstaunlich schnell. Und so soll man denn auch so oft wechseln, wie der Körper heiß und feucht geworden ist. Nur keine Erkältung herbeiführen, die durch ein natürliches Trocknen auf dem Körper schwerer und anhaltender wie jede andere hervorgerufen wird. Daneben berge Rucksack oder Koffer stets, auch wenn man daheim wollenes Unterzeug mit einem verächtlichen Kräuseln der reizenden Lippe abtut, ein paar Hemdlein mit Kermeln, die bis zum Ellbogen reichen, ein paar Bettstrümpfe und warme Reformhosen. Ferner nehme man stets ein paar Stück Seife mit sich, sowie ein Bügeleisen. Es gibt nämlich außer den erwähnten Hotels noch Hütten und Unterschlupfstellen, die man wegen der wundervollen landschaftlichen Schönheit, die in strenger, reiner Einsamkeit emporwächst, nicht vom Reiseprogramm streichen kann. Hier waschen und bügeln die fremden Hände nicht. Darum bemühe man sich selbst ein wenig. Ein Schüsselchen mit Wasser, einen kräftigen Seifenschaum und die Strümpfelein oder Untertaillen aus feinstter Wolle, sind bald ausgewaschen. Das Trocknen geht auch schnell genug. Das kleine bequeme Reise-Bügeleisen ist in wenigen Minuten erwärmt und preßt nun etwaige Feuchtigkeit, die besonders bei Strümpfen gefährlich werden kann, leicht aus. Daß einige Paar guter Einlegejohlen für die Schuhe niemals vergessen werden dürfen, muß auch erwähnt sein.

Puder und Schönheitswässerchen verbanne man aus der Reisetasche. Dagegen vergesse man nicht, ein Schädelchen mit Borax, welches das harte Wasser so wundervoll weich macht

und alle Risse der Haut, welche die Gletscher- oder Seesonne danach brennend rot und schmerhaft weh einbrennt, vermeidet. Auch die beste und mildeste Seife sei mitzunehmen. Ein Stück Kindertalg füge sich auch ein, sowie eine fest und bequem schließende Dose mit einfachem Kartoffelmehl, welches bei Durchlaufen aller Art nach sorgfältigem Waschen mit reinem Wasser sanfte Linderung gibt.

Trägt man weiße Krägen, die natürlich abwaschbar sein können, so drücke man sie nicht in eine, vielleicht die lezte freie Ecke, wo sie sich dann mit dem Kammzeug und der Stiefelwichse, die man auf Bänden und Hüften notwendig braucht, auf das innigste vermählen, sondern man fertige eine nette billige Krägenhülle. — Namentlich aber beobachte man Vorsicht und Hygiene, wenn man in die Berden steigt. Wohl schaut der Überzug so ziemlich glatt und sauber aus, aber . . . Ich ward einmal Zeuge, wie der meine, in dem ich eine kurze Nacht geruht, von dem unschuldig und blyksamer ausschauenden Madl mit meinem gebrauchten Waschwasser eingesprengt und darauf unter der lieblichen Melodie:

So a Sauberkeit is a notwend' Sach . . .
auf der kleinen Handrolle für die nächste Touristin zubereitet wurde. Seitdem reise ich niemals ohne meinen Schlafzak. Er ist wundervoll leicht und man hat das wonnige Gefühl, daß er vor allem schützt, was sich sonst an den Körper herandrängt. Geht man in die Berge, so wähle man ihn am besten aus einem sehr leichter Flanell oder auch Nessel, der recht warm hält. An der See ist Leinen oder Hemdentuch am besten. Zwei Schlafzäcke genügen reichlich für eine Reise von 4—6 Wochen. Man muß allerdings mindestens zweimal den einen waschen lassen.

Empfehlenswert ist auch die Gummischüssel, nicht Gummibadewanne. Es ist ein wohltuendes Gefühl, sie allein zu benutzen und zudem, Platz nimmt sie kaum fort.

Wenn man so für die Hygiene des Körpers gesorgt hat, dann mag man auch endlich an die der Seele denken.

Die Vorbereitungen dazu sind schnell und billig getroffen. Das Verslein aus dem Tagebuch meiner Urahne werde eingrät oder noch besser in das Merkbüchlein, in das eine ordentliche Frau ihre Reiseausgaben einträgt, eingeschrieben. Es lautet:

| | |
|--|--|
| Halt' sauber das Herz. Glätt' fleißig die Seele! Die Fleden ausmerze! Die Tageslast fehle. Bring' allen, die daheim geblieben, Am Schlüsse mit Dein neues Lieben! | Die Sorgen vergesse. Und dankbar ermesse, Welch reiche Gaben, Dich jetzt erlaben. |
|--|--|



Befolzung eines englischen Hydroplans an der belgischen Küste durch ein Boot des freiwilligen Motorbootkorps. Originalzeichnung v. A. Gaber.

Druck und Verlag: Neue Berliner Verlags-Anstalt, Aug. Krebs, Charlottenburg bei Berlin, Berlinerstr. 40. Verantwortlich für die Redaktion der Neuen Berliner Verlags-Anstalt Aug. Krebs: Max Ederlein, Charlottenburg, Weimarerstr. 40.